

ALLISON PEARSON

Wenn's weiter nichts ist



GOLDMANN

Lesen erleben

## *Buch*

Kate Reddy steht vor ihrem 50. Geburtstag und fragt sich, wo ihr Leben geblieben ist. Dabei ist das Alter längst nicht ihre einzige Sorge: Kate plagt sich mit zwei Teenagern, kümmert sich um kränkelnde Schwiegereltern und eine zunehmend hilfsbedürftige Mutter. Außerdem sucht sie den Wiedereinstieg ins Berufsleben, da ihr Mann beschlossen hat, dem Hamsterrad Ade zu sagen und die Kunst der Achtsamkeit zu erlernen. Als sich dann auch noch eine verflossene Liebe bei Kate meldet, wird es kompliziert ...

»Ich war sicher, in meinem Roman ›Working Mum‹ alles über die Schwierigkeiten, Beruf und Mutterdasein zu vereinbaren, gesagt zu haben. Allerdings kommt auf viele Frauen später eine neue Herausforderung zu: Während sie mit den Problemen ihrer Teenager beschäftigt sind, brauchen die eigenen Eltern langsam Pflege. Dazu der Druck, im Job ›jung‹ zu bleiben. Das zusammen ergab Stoff für eine Komödie mit ernststen Zwischentönen.«

*Allison Pearson*

## *Autorin*

Allison Pearson ist Journalistin und Autorin. In ihrer Heimat England wurde sie durch Zeitungskolumnen bekannt, bevor ihr der internationale Durchbruch als Autorin mit dem Roman »Working Mum« gelang. Der Bestseller wurde mit Sarah Jessica Parker und Pierce Brosnan verfilmt. Mit »Wenn's weiter nichts ist« liegt nun die lange erwartete Fortsetzung des Erfolgsromans vor. Aufgrund ihres scharfsinnigen Witzes wird Allison Pearson als »die neue Nora Ephron« gefeiert.

ALLISON PEARSON

*Wenn's weiter  
nichts ist*

Roman

Aus dem Englischen von  
Jörn Ingwersen

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel  
»How Hard Can It Be« bei The Borough Press,  
An Imprint of HarperCollinsPublishers, London

Das Gedicht »Wenn du alt bist« in der Übersetzung von Werner Vordriebe entstammt dem Band William Butler Yeats, Liebesgedichte, herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Werner Vordriebe, erschienen in der Sammlung Luchterhand, 1976. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Luchterhand Verlags

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage  
Taschenbuchausgabe Februar 2020  
Copyright © der Originalausgabe 2017 by Allison Pearson  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München  
Umschlagfoto: FinePic®, München  
Redaktion: Eva Wagner  
AB · Herstellung: ik  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-49009-7  
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für Awen und Evie,  
meine Mutter und meine Tochter*



Verhehle, wer ich bin,  
Und verhilf mir zu einer Verkleidung,  
Die meinen Absichten beförderlich sein mag.

*William Shakespeare, aus: Was ihr wollt*

Niemand warnt einen vor schütter werdendem  
Schamhaar.

*Whoopi Goldberg*



## PROLOG

### *Countdown zur Unsichtbarkeit.*

*T minus sechs Monate und zwei Tage*

Komischerweise hatte ich nie Angst, älter zu werden. Meine Jugend war nicht so toll, dass ich sie vermissen würde. Ich fand Frauen, die ihr wahres Alter verschweigen, oberflächlich und unaufrichtig, dabei war ich selbst nicht frei von Eitelkeit. Obwohl ich wusste, dass billige Feuchtigkeitscremes genauso gut waren wie hübsch verpackte Jungbrunnen, kaufte ich trotzdem die teuren Verjüngungskuren. Zur Sicherheit. Ich war wohl-situiert, ich wusste, was ich wollte, und ich wollte einfach nur gut aussehen für mein Alter. Welches Alter das war, tat eigentlich nichts zur Sache. Das zumindest sagte ich mir. Doch dann wurde ich älter.

Mein halbes Leben lang habe ich den Finanzmarkt studiert. Das ist mein Job. Ich weiß, wie es läuft: Meine sexuelle Währung fiel und würde demnächst kollabieren, sofern ich sie nicht irgendwie stützte. Die einstmals stolze, nicht unattraktive Firma Kate Reddy kämpfte gegen die feindliche Übernahme durch ihr Schicksal. Zu allem Überfluss wurde mir dieser Umstand tagtäglich vom aufstrebenden Nachwuchs im unordentlichsten Zimmer des Hauses vorgeführt. Der weibliche Marktwert meiner pubertierenden Tochter stieg, während meiner fiel. Genau so hat Mutter Natur es vorgesehen, und ich

war so stolz auf mein süßes Mädchen, war ich wirklich. Nur war der Verlust doch manchmal schmerzlich, quälend sogar. So wie an dem Morgen, als ich in der U-Bahn einen Typen mit dichtem, strubbeligem Roger-Federer-Haar sah (gibt es etwas Schöneres?) und sich unsere Blicke trafen. Ich schwöre, da hat es irgendwie gefunkt, da lag ein Flirt in der Luft – genau bis zu dem Moment, in dem er mir seinen Platz anbot. Nicht seine Telefonnummer. Seinen *Sitzplatz*.

Voll peinlich, wie Emily sagen würde. Die Tatsache, dass ich seines Interesses nicht würdig war, traf mich wie ein Schlag ins Gesicht. Unglücklicherweise hat die junge Frau, die in mir wohnt und ernstlich glaubte, Roger würde mit ihr flirten, es immer noch nicht begriffen. Sie sieht ihr früheres Ich im Spiegel der Erinnerung, und wenn sie in die Welt hinausblickt, geht sie davon aus, dass die Welt sie ganz genauso sieht. Sie hegt die irre, irrationale Hoffnung, Roger könnte sie attraktiv finden (vermutliches Alter: 31), weil sie sich nicht darüber im Klaren ist, dass sich ihr/unser Leib verdickt, dass die Scheidenwand dünner wird (wer hätte das gedacht?) und wir mit weit größerer Begeisterung über Zwiebelpflanzen im Garten und bequemere Schuhe nachdenken als beispielsweise über die neuesten Tangas von *Agent Provocateur*. Vermutlich hatte Rogers erotisches Radar mein praktisches fleischfarbenes Höschen längst geortet.

Eigentlich kam ich ganz gut zurecht. Wirklich wahr. Ich hatte die scharfe Kurve meines vierzigsten Geburtstags gekriegt. Hatte kurz die Kontrolle verloren, aber entschlossen gegengelenkt, so wie man es in der Fahrschule lernt, und danach war alles wieder gut. Nein, wirklich: Es war besser als gut. Die

Heilige Dreifaltigkeit der mittleren Jahre – treuer Mann, hübsches Haus, tolle Kinder – war mein.

Doch dann kam alles auf einmal. Mein Mann verlor seinen Job und wandte sich seinem inneren Dalai Lama zu. In den nächsten zwei Jahren würde er kein Geld verdienen, da er sich zum Krisenberater im Sozialdienst umschulen ließ (welche Freude!). Die Kinder gerieten etwa zur selben Zeit in den Wirbelsturm der Pubertät, während ihre Großeltern etwas durchlebten, was man, nachsichtig formuliert, als zweite Kindheit bezeichnen könnte. Meine Schwiegermutter erwarb mit einer gestohlenen Kreditkarte eine Kettensäge (nicht so lustig, wie es klingt). Nachdem sich meine Mutter gerade von ihrem Herzinfarkt erholt hatte, stolperte sie und brach sich das Becken. Fast verlor ich den Verstand, dabei versteckte er sich vermutlich am selben Ort wie der Autoschlüssel, die Lesebrille und der Ohrring. Und diese Konzertkarten.

Im März werde ich fünfzig. Nein, ich werde nicht feiern, und ja, wahrscheinlich will ich nur nicht zugeben, dass ich Angst habe, oder zumindest ein ungutes Gefühl. Was auch immer – es gefällt mir nicht. Wenn ich ehrlich sein soll, würde ich am liebsten überhaupt nicht an mein Alter denken, aber manche Geburtstage drängen einem das Thema förmlich auf, vor allem solche, deren Zahl übergroß auf Glückwunschkarten geprägt wird, wie Wegweiser auf der Straße zum Tod. Man sagt, 50 sei das neue 40, aber in meiner Arbeitswelt ist 50 dasselbe wie 60 oder 70 oder 80. Ich muss dringend jünger werden, nicht älter. Es ist eine Frage des beruflichen Überlebens: um meinen Job zu behalten, meinen Platz in der Welt, um vermarktbar zu bleiben und mein Verfallsdatum nicht zu

überschreiten. Das Schiff muss schwimmen, die Show muss weitergehen. Um denen gerecht zu werden, die mich mehr brauchen als je zuvor, muss ich die Zeit umkehren oder wenigstens dafür sorgen, dass das Biest stillhält.

Mit diesem Ziel vor Augen wird der Weg zu meinem halben Jahrhundert ruhig und ereignislos verlaufen. Ich werde mir nichts von meiner Panik anmerken lassen. Gleichmütig werde ich darauf zugleiten. Keine abrupten Schlenker oder Schlaglöcher in der Straße mehr.

Nun, das zumindest war der Plan. Dann weckte mich Emily.

## Nicht mehr alle Glocken im Turm

September

Montag, 1:37 Uhr: Was für ein seltsamer Traum. Emily weint. Sie ist außer sich. Irgendwas mit einem Belfried. Ein Junge will wegen ihres Belfrieds herkommen. Immer wieder sagt sie, wie leid es ihr tut und dass sie es nicht so gemeint hat. Seltsam. Ich selbst träume in letzter Zeit immer, dass ich an meinem Geburtstag endgültig unsichtbar geworden bin und mit Leuten rede, die mich weder hören noch sehen können.

»Aber wir haben doch gar keinen Glockenturm«, sage ich, und im selben Moment, als ich die Worte laut ausspreche, weiß ich, dass ich wach bin.

Emily steht neben meinem Bett und beugt sich vor, wie zum Gebet oder wie um eine verletzte Hand zu schützen. »Bitte, sag Daddy nichts davon!«, fleht sie. »Du darfst es ihm nicht erzählen, Mum!«

»Was? Was denn erzählen?«

Blindlings taste ich auf dem Nachtschränkchen herum, und meine hektische Hand findet Lesebrille, Fernbrille, Cremedöschen und drei Tablettenpackungen, bevor ich mein Telefon ertaste. In dessen milchig metallischem Licht erkenne ich, dass meine Tochter das Mieder und die knallpinken Shorty Shorts von *Victoria's Secret* trägt, die ich ihr trotz aller Bedenken un-

klugerweise gekauft habe, nachdem wir uns mal wieder fürchterlich gestritten hatten.

»Was ist los, Em? Was soll ich Daddy nicht erzählen?«

Ich muss nicht erst nachsehen, ob Richard noch schläft. Ich kann es hören. Mit jedem Jahr unserer Ehe wurde das Schnarchen meines Mannes lauter. Was vor zwanzig Jahren als liebenswertes Ferkelschnüffeln begann, ist mittlerweile zu einer nächtlichen Schweineoper geworden, inklusive Blechbläsern. Manchmal erreicht das Crescendo seines Schnarchens derart ungeahnte Höhen, dass Rich selbst davon aufwacht, sich umdreht und die Oper von vorn beginnt. Ansonsten ist er schwerer aufzuwecken als ein steinerner Heiliger auf einem Sarkophag.

Diese Gabe selektiver nächtlicher Taubheit hatte Richard schon, als Emily noch ein Baby war. Also musste ich jede Nacht zwei- bis dreimal aufstehen, um nach ihr zu sehen, ihre Schmusedecke zu suchen, ihre Windel zu wechseln, sie zu beruhigen, bis das Drama aufs Neue begann. Das Sonar einer Mutter lässt sich nicht abstellen. Pech gehabt.

»Mum!«, fleht Emily und hält mein Handgelenk.

Ich fühle mich, als stünde ich unter Drogen. Ich *stehe* unter Drogen. Vor dem Schlafengehen habe ich eine Tablette genommen, weil ich nachts oft zwischen zwei und drei Uhr schweißgebadet aufwache und endlich mal wieder durchschlafen wollte. Die Pille hat ihre Wirkung getan, zu gut vielleicht, denn jetzt muss sich jeder noch so unbedeutende Gedanke durch dichten, klumpigen Schlaf an die Oberfläche kämpfen. Kein Teil von mir möchte sich bewegen. Es fühlt sich an, als würde mein Körper von Gewichten auf das Bett gedrückt.

»Muuuuuuuum, bitte!«

O Gott, dafür bin ich zu alt.

»Entschuldige, gib mir einen Moment Zeit. Ich muss erst mal zu mir kommen.«

Steißbeinig steige ich aus dem Bett und schließe meine Tochter in die Arme. Ich fasse ihr an die Stirn. Fieber scheint sie nicht zu haben, aber ihr Gesicht ist feucht von Tränen. Selbst ihr Mieder ist schon ganz nass. Ich spüre es durch mein Nachthemd – eine Mischung aus warmer Haut und Trauer – und schrecke zurück. Im Dunkeln will ich ihre Stirn küssen und treffe ihre Nase. Emily ist mittlerweile größer als ich. Ich brauche immer wieder einen Moment, um mich an diesen unglaublichen Umstand zu gewöhnen. Ich möchte wohl, dass sie größer ist als ich, denn groß ist gut, lange Beine sind gut; aber ich möchte auch, dass sie wieder vier Jahre alt ist, damit ich sie hochheben und ihr in meinen Armen Geborgenheit schenken kann.

»Hast du deine Tage, Liebes?«

Sie schüttelt den Kopf, und ich kann meine teure Pflege-  
spülung in ihren Haaren riechen, obwohl ich ihr extra gesagt habe, dass sie die Finger davon lassen soll.

»Nein ... ich hab was ganz Schlimmes gemacht ... Er sagt, er will herkommen!« Und wieder fängt sie an zu schluchzen.

»Keine Sorge, Süße. Das wird schon wieder«, sage ich, während ich uns beide zur Tür manövriere, dem Lichtspalt aus dem Flur folgend. »Was immer es ist: Wir kriegen das hin, versprochen. Alles wird gut.«

Und, na ja, ich dachte wirklich, alles würde wieder gut, denn was sollte im Leben einer Pubertierenden schon so schlimm sein, dass ihre Mutter es nicht aus der Welt schaffen könnte?

2:11 Uhr: »Du hast ... ein Foto verschickt ... von deinem nackten Hintern ... an einen Jungen ... oder mehrere Jungen ... die du nicht mal kennst?«

Emily nickt unglücklich. Sie sitzt auf ihrem Platz am Küchentisch, mit dem Handy in der einen Hand und einem Simpsons-Becher mit warmer Milch in der anderen, während ich grünen Tee inhaliere und wünschte, es wäre Scotch. Oder Zyankali. *Denk nach, Kate. DENK NACH.*

Ich verstehe nicht mal, was ich daran nicht verstehe. Emily könnte ebenso gut eine fremde Sprache sprechen. Ich meine, ich bin bei Facebook, ich bin bei WhatsApp in einer Familiengruppe, die unsere Kinder für uns eingerichtet haben, und insgesamt achtmal habe ich wohl getwittert (einmal peinlicherweise über Pasha, diesen Tänzer aus dem Fernsehen, nach ein paar Gläsern Wein), aber alle anderen sozialen Medien sind an mir vorübergegangen. Bisher war meine Ahnungslosigkeit lustig, ein Familienwitz, mit dem mich meine Kinder aufziehen konnten. »Bist du denn von gestern?« Das war der Spruch, den Emily und Ben mit irischem Akzent anstimmten. Er stammt aus ihrer Lieblingsserie. »Bist du denn von gestern?«

Sie konnten einfach nicht fassen, wie lange ich meinem ersten Handy treu blieb, einem gräulich-grünen Ding, das sich in meiner Tasche schüttelte wie eine kleine Rennmaus. Ich wusste kaum, wie man eine SMS schreibt – nie hätte ich gedacht, dass ich so etwas irgendwann stündlich tun würde –, und man musste eine Zahl gedrückt halten, bis ein Buchstabe erschien. Jeder Zahl waren drei Buchstaben zugeordnet. Man brauchte zwanzig Minuten, um »Hallo« zu tippen. Das Display war nicht größer als mein Daumennagel, und das Ding musste

nur einmal in der Woche aufgeladen werden. Mums »Steinzeit-Handy« haben die Kinder es genannt. Ich ließ ihren Spott gern über mich ergehen. Er brachte mich zum Lächeln – die coole, entspannte Mutter, von der ich genau wusste, dass ich so nie sein würde. Vermutlich war ich stolz, dass diese Wesen, denen ich das Leben geschenkt hatte, die eben noch so klein und hilflos gewesen waren, sich mit einem Mal derart bewandert zeigten – Experten in einer fremden Sprache, die für mich das reinste Chinesisch war. Vermutlich glaubte ich, so könnten sich Emily und Ben auf harmlose Weise ihrer (leicht) kontrollsüchtigen Mutter überlegen fühlen, die immer noch das Sagen hatte, wenn es um Entscheidendes wie Sicherheit und Anstand ging, richtig?

Falsch. Junge, hatte ich das falsch verstanden. In der halben Stunde, die wir hier am Küchentisch sitzen, hat Emily mir – von Schluckauf gebeutelt – unterbreitet, dass sie ihrer Freundin Lizzy Knowles über Snapchat ein Foto von ihrem nackten Po geschickt hat, weil Lizzy meinte, die Mädchen aus ihrer Gruppe wollten nach den Sommerferien ihre Bikinistreifen vergleichen.

»Was ist ein Snapchat?«

»Das ist so was wie ein Foto, das nach zehn Sekunden wieder verschwindet.«

»Na, super, dann ist es ja weg. Wo ist das Prob- ...?«

»Lizzy hat einen Screenshot vom Snapchat gemacht und aus Versehen bei Facebook reingestellt, und da ist es jetzt für immer und ewig.« Bei dem Gedanken an diese unerwünschte Art der Unsterblichkeit formt sich ihr Mund zu einem gequälten O – wie ein Ballon des Kummers, dem die Luft ausgeht.

Es dauert einen Moment, bis ich das in meinem Kopf übersetzt habe. Ich hoffe immer noch, dass ich mich täusche, glaube aber, es bedeutet, dass meine Tochter ihren nackten Po fotografiert hat. Durch die Zauberkraft der sozialen Medien und die Bosheit eines anderen Mädchens ist er nun für jedermann einsehbar – falls man das so sagt, was ich befürchte –, in der Schule, auf der Straße, im ganzen Universum. Für jedermann, bis auf ihren Vater allerdings, der oben schnarcht, als sägte er sich durch Englands Wälder.

»Die Leute finden es lustig«, sagt Emily, »weil ich von Griechenland immer noch einen Sonnenbrand auf dem Rücken habe und mein Hintern schneeweiß ist. Ich sehe aus wie eine Flagge.«

»Langsam, langsam, Schätzchen. Wann war das?«

»So um halb acht. Ich habe es lange gar nicht gemerkt. Du meinst, ich soll mein Handy beim Essen weglegen. Weißt du noch? Irgendwer hat dann das Bild mit meinem Namen markiert, ohne dass ich was davon wusste. Lizzy meint, sie wollte es löschen, aber da war es schon viral. Sie so: ›Em, es war lustig gemeint. Tut mir echt leid.‹ Und ich will nicht so dastehen, als wäre es mir peinlich, denn alle lachen sich schlapp darüber. Aber jetzt liken mich plötzlich alle möglichen Leute bei Facebook, und ich kriege ganz viele schräge Nachrichten.« Das alles kommt in einem einzigen schluchzenden Schwall heraus.

Ich stehe auf und gehe zum Küchentresen, um Em die Haushaltsrolle zu holen, damit sie sich die Nase putzen kann, denn im Zuge der jüngsten Budgetkürzungen habe ich aufgehört, Papiertaschentücher zu kaufen. Der kalte Wind der Entsagung weht übers Land, besonders durch unseren Haus-

halt, was mit sich bringt, dass hübsche pastellfarbene Schachteln mit extraweichen, Aloe-vera-getränkten Taschentüchern von der Einkaufsliste gestrichen sind. Im Stillen verfluche ich Richard dafür, dass er seine Entlassung aus diesem Architekturbüro als »Gelegenheit zur Umschulung für etwas Sinnvolles« nutzt, oder eher »für etwas Unbezahltes und Weltfremdes«, wenn man ärgerlich ist, was ich – so leid es mir tut – in diesem Augenblick bin, weil ich nicht mal ein Taschentuch habe, um meiner Tochter die Tränen abzuwischen. Erst als es mir nicht gelingen will, die Haushaltsrolle sauber abzureißen, merke ich, dass meine Hand zittert, ziemlich stark sogar. Ich lege meine zitternde Rechte in die Linke und spiele mit den Fingern herum, wie ich es vor vielen Jahren getan habe: *Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen, der hebt sie auf, der trägt sie nach Haus, und der Kleinste, der isst sie alle auf.* Früher musste ich Em diesen Reim immer und immer wieder aufsagen, weil sie die Finger so gern wackeln sah.

»Noch mal, Mummy! Noch mal!«

Wie alt war sie da? Drei? Vier? Es kommt mir vor, als wäre es gerade erst gewesen, und doch ist es so unendlich lange her. Mein Baby. Ich gebe mir alle Mühe, mich in diesem seltsamen neuen Land zurechtzufinden, in das mich mein Kind gelotst hat, doch kann ich nicht verhehlen, was ich empfinde: ungläubiges Entsetzen und einen Anflug von Sorge.

»Du hast ein Foto von deinem Hintern geteilt? Ach, Emily, wie konntest du nur so blöd sein?« (An dieser Stelle wird aus meiner Sorge Ärger.)

Sie trompetet in ein Stück Haushaltsrolle, knüllt das Papier zusammen und gibt es mir.

»Man nennt es Belfie, Mum.«

»Und was soll das sein, dieses Belfie?«

»Ein Belfie ist ein Selfie vom Po«, sagt Emily. Aus ihrem Mund klingt es, als sei es das Normalste von der Welt, wie ein Laib Brot oder ein Stück Seife.

»Ein BELFIE eben!« Diesmal sagt sie es lauter, so wie Engländer es tun, die in der Fremde ihre Stimme erheben, weil sie denken, die dämlichen Ausländer könnten sie dann besser verstehen.

Ach, *Belfie*, nicht Belfried. In meinem Traum dachte ich, sie hätte Belfried gesagt. Was ein Selfie ist, weiß ich. Einmal habe ich mein Handy versehentlich auf Selfie-Modus gestellt, und plötzlich starrte ich mich selbst an. Ich bin richtig zusammengezuckt. Es war unnatürlich. Plötzlich verstand ich diese Eingeborenen, die sich nicht fotografieren lassen wollen, aus Angst, die Kamera würde ihnen die Seele stehlen. Ich weiß ja, dass Mädchen wie Em ein Selfie nach dem anderen machen. Aber ein BELFIE?

»Rihanna macht es auch. Und Kim Kardashian. Alle machen das«, sagt Emily nur, und in ihren Ton mischt sich eine gewisse Verdrossenheit, gepaart mit leisem Widerwillen.

Das ist in letzter Zeit ihre Standardantwort. Mit gefälschtem Ausweis in die Disco? »Reg dich nicht auf, Mum. Alle machen das.« Übernachten bei einer »besten Freundin«, die ich noch nie gesehen habe und deren Eltern bemerkenswert unbesorgt zu sein scheinen, was die nächtlichen Eskapaden ihres Kindes angeht? Offenbar ist das alles völlig normal. Egal, wogegen ich auch absurderweise Einwände erheben mag – ich soll doch endlich mal runterkommen, denn »alle machen das«.

Habe ich denn dermaßen den Anschluss verloren, dass es mittlerweile gesellschaftlich akzeptiert ist, Fotos von seinem nackten Hintern zu verbreiten?

»Emily, könntest du bitte aufhören zu simsens? Gib mir mal dein Handy. Du hast schon genug Probleme.« Ich reiße ihr das vermaledeite Ding aus der Hand, und sie wirft sich über den Tisch, um es mir wieder wegzunehmen, aber ich kann gerade noch eine Nachricht von einem gewissen Tyler lesen: »Dein arsch is foll fett musste echt lol!!! 😂«

O mein Gott, der Dorfdepp macht sich an meine Tochter ran? Und außerdem: Foll fett? Nicht nur anzüglich, sondern auch noch Analphabet. Die Grammatiklehrerin in mir greift nach ihrer Perlenkette und erschauert. *Geht's noch, Kate? Was ist das für eine absurde Vermeidungsstrategie? Ein notgeiler Flegel schickt deiner sechzehnjährigen Tochter pornografische Kurznachrichten, und du machst dir Gedanken um seine Rechtschreibung?*

»Hör mal, Süße: Ich glaube, ich sollte am besten Lizzys Mutter anrufen und mit ihr ...«

»Neeeeeiiiiinn!« Emily heult so herzerweichend, dass Lenny aus seinem Körbchen springt und losbellt, weil er denkt, jemand hätte ihr was angetan.

»Das darfst du nicht!«, jammert sie. »Lizzy ist meine beste Freundin. Du darfst sie nicht in Schwierigkeiten bringen.«

Ich betrachte ihr verheultes Gesicht, die Unterlippe wund vom Kauen. Hält sie Lizzy tatsächlich für ihre beste Freundin? Diese manipulative kleine Hexe? Ich traue Lizzy Knowles nicht mehr über den Weg, seit sie mal zu Emily gesagt hat, sie dürfte an ihrem Geburtstag zwei Freundinnen mit zu Justin Bieber in die O<sub>2</sub>-Arena nehmen. Emily war ganz außer sich

vor lauter Aufregung, bis Lizzy meinte, sie sei die erste Reserve. Ich habe Em selbst eine Karte für das Konzert gekauft, zu einem horrenden Preis, um ihr den schleichenden Schmerz zu ersparen, sich ausgeschlossen zu fühlen, dieses Aushöhlen des Selbstvertrauens, das nur ein Mädchen einem anderen Mädchen antun kann. Jungs sind echte Amateure, wenn es um Gemeinheit geht.

Das alles denke ich, sage es aber nicht. Es wäre von meiner Tochter doch etwas viel verlangt, wenn sie sich gleichzeitig sowohl mit öffentlicher Erniedrigung als auch mit falscher Freundschaft auseinandersetzen müsste.

»Lenny, ab ins Körbchen! Braver Junge. Es ist noch nicht Zeit aufzustehen. Leg dich wieder hin. Brav. Braver Junge.«

Ich besänftige den Hund – das scheint mir machbarer, als das Mädchen zu besänftigen –, während Emily herüberkommt, sich neben ihn legt und ihr Gesicht an seinem Hals vergräbt. Ohne sich dessen in irgendeiner Form bewusst zu sein, reckt sie ihren Hintern in die Luft. Das pinke Höschen von *Victoria's Secret* bedeckt kaum mehr als ein Tanga, und vor meinen Augen geht ein doppelter Vollmond auf – die beiden Pobacken des kecken kleinen Hinterteils, das jetzt – du großer Gott! – in Milliarden Pixeln für die Nachwelt verewigt wurde. Emilys Körper mag der einer jungen Frau sein, aber sie ist immer noch ganz genauso gutgläubig wie das kleine Kind, das sie bis vor nicht allzu langer Zeit war. Und in mancher Hinsicht immer noch ist. Hier sind wir, Em und ich, geborgen in unserer Küche, gewärmt von unserem alten AGA-Herd, und kuscheln uns an den geliebten Hund, während jenseits dieser Mauern Mächte entfesselt wurden, die sich unserer Kontrolle entzie-

hen. Wie soll ich sie vor etwas schützen, dass man weder sehen noch hören kann? Das soll mir mal einer erzählen.

Lenny ist einfach nur begeistert, dass die beiden Frauen in seinem Leben zu dieser späten Stunde noch wach sind. Er wendet seinen Kopf und leckt Em mit seiner langen, bemerkenswert rosigen Zunge übers Ohr.

Der Welpe, dessen Kauf mir Richard streng verboten hatte, ist zu meinem dritten Kind geworden, was Richard ebenfalls streng verboten hatte. (Zugegebenermaßen besteht da ein gewisser Zusammenhang.) Ich habe diesen Wuschelhund mit weichem Fell und großen braunen Augen vor ein paar Monaten mitgebracht, kurz nachdem wir dieses alte Haus gekauft hatten. Ich dachte, eine kleine Inkontinenz könnte der Bruchbude kaum schaden. Die Teppiche, die wir vom Vorbesitzer geerbt hatten, waren ohnehin verdreckt und sendeten staubige Rauchsignale, wenn man darüberlief. Wir würden neue Teppiche bekommen, wenn auch erst nach der Küche und dem Bad und allem anderen, was vorher renoviert werden musste. Ich wusste, dass Rich aus eben genannten Gründen sauer sein würde, doch das war mir egal. Der Umzug hatte uns alle ein wenig aus der Bahn geworfen, und Ben wünschte sich schon so lange einen kleinen Hund. Seit Jahren bekam ich von ihm Geburtstagskarten mit Bildern von unwiderstehlich süßen Welpen. Und da er nun in das Alter kam, in dem er sich von seiner Mutter nicht mehr umarmen lassen mochte, dachte ich mir, Ben würde doch bestimmt den kleinen Hund umarmen wollen, und ich würde den Hund auch umarmen, und irgendwie würde sich in dem Durcheinander für mich vielleicht eine Gelegenheit ergeben, meinen Sohn zu berühren.

Die Strategie war etwas löchrig und nicht gänzlich ausgeformt, aber sie funktionierte. Ich weiß nicht, wie man das Gegenteil von einem Sandsack nennt, aber das ist Lennys Rolle in unserer Familie. Er saugt die Sorgen der Kinder auf. Für einen Teenager, dessen tägliches Los darin besteht festzustellen, wie missgestaltet und wenig liebenswert er ist, muss die grenzenlose, unkomplizierte Bewunderung eines Hundes wie ein Geschenk wirken. Und auch ich liebe Lenny mit derart zärtlicher Hingabe, dass es mir fast peinlich ist. Vermutlich füllt er eine Lücke in meinem Leben, über die ich lieber gar nicht nachdenken möchte.

»Lizzy meint, es war keine Absicht«, sagt Em und streckt mir ihre Hand entgegen, damit ich ihr auf die Beine helfe. »Das Belfie war nur für die Mädchen in unserer Gruppe gedacht, aber aus Versehen hat sie es an alle ihre Follower bei Facebook geschickt. Als sie es merkte, hat sie es gleich gelöscht, aber da war es schon zu spät, und ganz viele Leute haben es schon geteilt.«

»Was ist mit diesem Jungen, der herkommen will? Diesem Tyler?« Ich schließe kurz die Augen, um die anzügliche Nachricht dieses Jungen wegzuwischen.

»Er hat das Bild bei Facebook gesehen. Lizzy hat meinen Hintern getaggt – »#FlagBum« – und jetzt kann jeder ihn bei Facebook finden und weiß, dass es meiner ist, und alle denken, ich bin eins von diesen Mädchen, die sich einfach so nackt ausziehen.«

»Nein, das denken sie nicht, Schätzchen.« Ich schließe Em in die Arme, und sie lehnt ihren Kopf an meine Schulter. Halb halten wir uns im Arm, halb tanzen wir langsam durch die Kü-

che. »Die Leute werden ein, zwei Tage darüber reden, dann legt sich die Sache. Du wirst schon sehen ...«

Ich möchte es glauben, möchte ich wirklich. Aber es ist wie eine Seuche. Immunologen hätten ihre Freude daran, die virale Verbreitung kompromittierender Fotos in sozialen Medien zu untersuchen. Ich wette, nicht mal die Spanische Grippe und Ebola zusammen könnten sich so schnell ausbreiten wie fotografische Schmach im Cyberspace.

Durch den Virus »Internet-Porno« überwand das Hinterteil meines kleinen Mädchens im Bruchteil einer Sekunde die siebenundvierzig Meilen von unserem Pendlerdorf bis nach Elephant & Castle in London, wo Tyler (den die Polizei vermutlich als Bekannten vom Bruder vom Kumpel vom Vetter von Lizzy bezeichnen würde) ihn sehen konnte, weil die reizende Lizzy ihre Einstellungen – nach Ems Aussage – derart angelegt hatte, dass »Freunde von Freunden« sehen können, was sie postet. Toll, warum schickte sie es nicht gleich an irgendwelche pädophilen Straftäter im Gefängnis?

*4:19 Uhr:* Endlich schläft Emily. Draußen ist es schwarz und kalt. Der Herbst steht vor der Tür. Ich habe mich immer noch nicht so recht an die Nacht im Dorf gewöhnt, die so völlig anders ist als in der Stadt, wo es nie wirklich dunkel wird. Nicht so wie der schwarze Pelz, der hier über allem liegt. Ganz in der Nähe, irgendwo unten im Garten, kreischt etwas, weil es tötet oder getötet wird. Als wir hergezogen sind, dachte ich, diese Laute wären menschliche Schmerzensschreie, und wollte schon die Polizei rufen. Jetzt denke ich nur, dass der Fuchs wieder da ist.

Ich habe Em versprochen, an ihrem Bett zu wachen, für den Fall, dass Tyler oder irgendein anderer Belfe-Sammler auftauchen sollte. Deshalb kauere ich auf ihrem Kinderstuhl mit dem Teddypolster und habe Mühe, mein breites Endvierziger-Gesäß zwischen die zerkratzten Holzlehnen zu zwängen. Oft genug habe ich auf diesem Stuhl über sie gewacht. Darum gebetet, dass sie einschläft (so ziemlich jede Nacht 1998 bis 2000). Darum gebetet, dass sie aufwacht (mögliche Gehirnerschütterung nach einem Sturz von der Hüpfburg 2004). Und jetzt sitze ich hier und denke an ihren Popo, den ich doch erst gestern fachgerecht in Pampers eingewickelt habe und der nun mutterseelenallein durchs World Wide Web irrt, um die Lenden von Horden abseitig gelagerter Tylers zu erhitzen. *Grusel*.

Ich schäme mich dafür, dass meine Tochter kein Schamgefühl hat, denn wer hat wohl Schuld daran? Ihre Mutter natürlich. Meine – Emilys Großmutter Jean – hat mir eine beinahe viktorianische Furcht vor Nacktheit eingepflegt, die von ihrer strengen baptistischen Abstammung herrührte. Wir waren am Strand die einzige Familie, die sich unter einer Handtuchburka die Badesachen anzog, einem alten Vorhang mit einer Kordel um den Hals. Bis heute sehe ich mir meinen verlängerten Rücken nur selten an, und schon gar nicht würde ich ihn der Öffentlichkeit unter die Nase halten. Wie um alles in der Welt konnte unsere Familie in nur zwei Generationen von Prüderie zu Porno verkommen?

Ich muss dringend mit jemandem reden, aber mit wem? Richard kann ich es nicht erzählen, denn der bloße Gedanke daran, seine kleine Prinzessin könnte durch den Schmutz gezogen werden, würde ihn umbringen. Ich blättere mein men-

tales Adressbuch der Freundinnen durch, stutze bei bestimmten Namen, versuche einzuschätzen, wer streng urteilen und wer überschäumendes Mitgefühl zeigen und den Tratsch dann trotzdem weitertragen würde, natürlich nur aus tiefer Sorge. (»Die arme Katie, du *glaubst* ja nicht, was ihre Tochter wieder angestellt hat.«) Leider ist es nichts, worüber ich gemeinsam mit anderen Müttern lachen könnte, so wie damals, als Emily bei diesem Krippenspiel Arabellas Heiligenschein verbogen hat, weil sie so wütend war, dass sie die Frau des Herbergsvaters spielen sollte. (Eine schäbige kleine Rolle ohne Text und ohne Glitter. Ich konnte sie verstehen.) Auf keinen Fall darf ich Em der Scheinheiligkeit der *Muffia* aussetzen, dieser organisierten Bande von Übermüttern. Wem um alles in der Welt kann ich etwas derart Belastendes und Irreales anvertrauen, das mich regelrecht krank macht? Ich gehe zu meinem Maileingang, finde einen Namen, der mir Unschockierbarkeit vermittelt, und fange an zu tippen.

**Von: Kate Reddy**

**An: Candy Stratton**

**Betreff: Hilfe!**

Hey! Bist du noch wach? Ich weiß nicht mehr, wie groß der Zeitunterschied ist. Das war vielleicht eine Nacht. Emily hat sich von einer »Freundin« überreden lassen, bei Snapchat ein Foto von ihrem Allerwertesten reinzustellen, das inzwischen im gesamten Internet kursiert. Man nennt es ein »Belfie«, was Leute meines Alters eher für eine Abkürzung von »Harry Belafonte« halten würden. Mache mir Sorgen, dass draußen vor der Tür schon sabbernd die Stalker Schlange stehen. Ehr-

lich, ich komme mir vor wie ein Dinosaurier, wenn sie mit mir spricht. Ich verstehe kein Wort von diesem technischen Zeug, aber ich verstehe, dass es schlimm ist. Ich könnte sie umbringen, möchte sie aber natürlich viel lieber beschützen.

Ich dachte, das mit dem Elternsein wird immer einfacher! Was soll ich nur machen? Ihr die sozialen Medien verbieten? Sie in ein Kloster stecken?

Dein schluchzendes Häufchen Elend,  
Kx

Vor meinem inneren Auge leuchtet in grellen Farben ein Bild von Candy auf, so vor etwa acht bis neun Jahren bei Edwin Morgan Forster (der internationalen Investmentgesellschaft, bei der wir beide damals arbeiteten), in einem dermaßen engen roten Kleid, dass man zusehen konnte, wie das Sashimi, das sie zu Mittag gegessen hatte, ihre Speiseröhre hinunterglitt. »Wo guckst du denn hin, Kleiner?«, spottete sie, wenn ein männlicher Kollege so dumm war, ihre Jessica-Rabbit-Figur zu kommentieren. Candace Marlene Stratton, stolzer, rotzfrecher Export aus New Jersey, Internet-Genie und meine Busenfreundin in einem Büro, in dem Sexismus an der Tagesordnung war. Neulich habe ich in der Zeitung etwas über einen Fall von Diskriminierung gelesen. Eine Juniorbuchhalterin beklagte sich, ihr Chef sei in seiner Wortwahl ihr gegenüber nicht ausreichend respektvoll gewesen. Ich dachte: *Im Ernst? Du bist nicht von dieser Welt, Schätzchen.* Wenn sich bei EMF eine Frau auch nur zu Wort meldete, grölten die Händler durchs ganze Büro: »Rote Woche, was, Mäuschen?« Nichts war tabu, nicht mal Menstruation. Zu gern zogen sie uns Mitarbeiterinnen da-

mit auf. Sich zu beschweren hätte nur die Kicherer darin bestärkt, dass wir es nicht draufhatten, also sparten wir uns die Mühe. Candy, die sich damals von Coke ernährte – das Zeug aus der Dose *und* das Pulver –, saß drei Jahre lang keine fünf Meter von mir entfernt, und doch haben wir kaum miteinander gesprochen. Unterhielten sich zwei Frauen im Büro, war das »Tratsch«, taten zwei Männer dasselbe, war es ein »Briefing«. Wir wussten, wie es lief. Deshalb haben Candy und ich uns ständig Mails geschrieben. Wir wussten immer, was die andere dachte, haben Dampf abgelassen und Witze gerissen. Widerstandskämpferinnen im Land der Männer.

Nie hätte ich gedacht, dass ich auf diese Zeit einmal mit Wohlwollen zurückblicken würde, von Sehnsucht ganz zu schweigen, aber plötzlich denke ich, wie spannend das doch alles war. Es forderte mich auf eine Art und Weise, wie es die ermüdende Aufgabe, nörgelnde Kinder zu ihren Hausaufgaben zu bewegen, neun Mahlzeiten pro Woche zu kochen und jemanden zu finden, der die Regenrinnen reparierte, niemals konnte. Woran misst man den Erfolg einer Mutter? Die Leute merken nur, wenn man was falsch macht.

Damals hatte ich Ziele, die ich erreichen konnte, und ich wusste, dass ich in meinem Job gut war, richtig gut. Kameradschaft unter Druck – wie zufrieden einen das macht, merkt man erst, wenn es nicht mehr da ist. Und Candy hat mir immer den Rücken freigehalten. Kurz nach Seymours Geburt zog sie wieder zurück in die Staaten, um in der Nähe ihrer Mutter zu sein, die so furchtbar gern ihr erstes Enkelkind hüten wollte. Dadurch konnte Candy einen Handel mit hochwertigem Sexspielzeug aufbauen: *Orgazma – Vorspiel durch Technik* oder

so ähnlich. Ich habe Candy in den Jahren nach EMF nur einmal wiedergesehen, aber unsere Freundschaftsbande wurden geschmiedet im Feuer der widrigen Umstände. Ich wünschte wirklich, sie wäre jetzt hier. Bin mir nicht sicher, ob ich das allein schaffen kann.

**Von: Candy Stratton**

**An: Kate Reddy**

**Betreff: Re: Hilfe!**

Hey, schluchzendes Häufchen Elend, hier ist der Westchester County Rund-um-die-Uhr-Beratungsservice. Ganz ruhig, okay? Was Emily da gemacht hat, ist typisch Teenie. Im Grunde ist es die moderne Entsprechung eines Bündels von Liebesbriefen mit rotem Schleifchen in einer parfümierten Schachtel ... nur liegt in der Schachtel ihr Höschen.

Freu dich, dass es nur ein Bild von ihrem Hintern ist. Ein Mädchen aus Seymours Klasse hat ein Foto von ihrer Mumu geteilt, weil der Kapitän der Footballmannschaft sie gern sehen wollte. Im Ernst, diese Kids haben KEINEN Sinn für Privatsphäre. Nur weil sie mit ihrem Handy zu Hause sitzen, wähnen sie sich in Sicherheit.

Emily ist sich nicht bewusst, dass sie ohne Hosen den Informations-Highway entlangschlendert und wirkt, als wollte sie trampeln. Deine Aufgabe besteht darin, ihr das vor Augen zu führen. Zur Not mit Gewalt. Ich schlage vor, du engagierst einen freundlichen Nerd, der mal nachsieht, wie viel er online aufspüren und löschen kann. Bestimmt könntest du auch Facebook auffordern, das Bild zu löschen. Und verbiete ihr ein paar Wochen das Internet, bis sie ihre Lektion gelernt hat.

Du solltest bald mal schlafen gehen, Süße – muss doch irre spät sein bei euch.

Bin immer für dich da.

XXO C

5:35 *Uhr*: Es ist so spät, dass es schon wieder früh ist. Ich beschließe, die Spülmaschine auszuräumen, statt wieder ins Bett zu gehen, da ich sowieso nur eine Stunde sinnlos an die Decke starren würde. Diese Sache mit der Perimenopause bringt mich um den Schlaf. Als meine Ärztin dieses Wort vor ein paar Monaten fallen ließ, musste ich zuerst an eine Beatband aus den Sechzigern denken: *Perry & the Menopauses*. Dooby-doo-by-doo. Perry lächelte treuherzig und trug vermutlich einen handgestrickten Weihnachtspulli. Ich weiß, ich weiß, aber ich hatte noch nie was davon gehört und war froh, endlich einen Namen für diesen Zustand zu haben, der mich nachts wach liegen ließ, nur um mich dann nach dem Mittagessen in einen Minenschacht der Müdigkeit zu stürzen. (Ich dachte schon, ich hätte vielleicht eine tödliche Krankheit, und stellte mir rührende Szenen an meinem Grab vor, mit weinenden Kindern, die sich wünschten, sie hätten mich besser zu würdigen gewusst, als ich noch am Leben war.) Wenn das, was einem Angst macht, erst einen Namen hat, dann kann man versuchen, sich damit anzufreunden, oder? Also würden Perry und ich Freunde werden.

»Ich kann es mir nicht leisten, mich nachmittags hinzulegen«, erklärte ich der Ärztin. »Ich möchte einfach wieder so sein, wie ich mal war.«

»Das ist nichts Ungewöhnliches«, sagte sie, während sie ei-

lig meine Angaben eintippte. »Klassische Symptome für Ihr Alter.«

Ich war erleichtert, klassische Symptome zu haben. Zu mehreren ist man sicherer. Da draußen gab es Tausende, nein, Millionen von Frauen, die sich auch so fühlten, als wären sie an ein sterbendes Tier gefesselt. Wir wollten doch nur unser altes Ich zurück, und wenn wir geduldig warteten, würde es schon kommen. Bis dahin konnten wir üben, Listen anzulegen, um ein weiteres von Perrys zauberhaften Symptomen zu bekämpfen: die Vergesslichkeit.

Was hatte Candy in ihrer Mail geschrieben? Such dir einen Nerd, der Emilys Belfie aufspüren und löschen kann? »Völlig normales Verhalten für einen Teenager.« Vielleicht ist es gar nicht so schlimm. Ich setze mich neben dem Herd auf einen Stuhl, den ich für 95 Pfund bei eBay gekauft habe (absolutes Schnäppchen, braucht nur neue Federn, neue Beine und einen neuen Bezug), und fange an, eine Liste von all den Dingen anzulegen, die ich nicht vergessen darf. Danach weiß ich nur noch, dass mir ein Hund ohne jegliches Gespür für die eigene Größe auf den Schoß sprang, mit dem Schwanz gegen meinen Arm wedelte und seinen seidigen Kopf auf meine Schulter legte.

*7:01 Uhr:* Als ich hochschrecke, greife ich sofort zu meinem Handy. Zwei versäumte Anrufe von Julie. Meine Schwester hält mich gern über die neuesten Abenteuer meiner Mutter auf dem Laufenden, um herauszukehren, dass sie – weil sie nur drei Straßen weiter wohnt – diejenige ist, die sich um unsere Mum kümmern muss. Denn Mum weigert sich bisher

strikt, ein Verhalten an den Tag zu legen, das sich als »altersgemäß« bezeichnen ließe. Jeden Mittwochmorgen schneidet Mum das Gemüse für die soziale Mittagstafel, deren Teilnehmer, die sie immer noch »die alten Leute« nennt, zum Teil fünfzehn Jahre jünger sind als sie. Es erfüllt mich mit einer Mischung aus Stolz (Unglaublich, diese Energie!) und Verzweiflung (Könntest du bitte mal aufhören, so schrecklich selbstständig zu sein?). Wann wird meine Mutter endlich akzeptieren, dass auch *sie* alt ist?

Seit ich beschlossen habe, mich zu »verdrücken«, wie meine Schwester es nennt – alias die schwierige Entscheidung zu treffen, mit meiner Familie nach London umzusiedeln, weil ich hier am ehesten einen anständig bezahlten Job finden würde –, ist Julie zu einer der großen englischen Märtyrerinnen mutiert und dünstet einen Gifthauch von Scheinheiligkeit aus. Lässt keine Gelegenheit aus, mir unter die Nase zu reiben, dass ich mich nicht genug beteilige. Wenn ich allerdings mit Mum spreche, so wie fast jeden Tag, erzählt die mir, dass sie meine kleine Schwester schon ewig nicht mehr gesehen hat. Ich finde es schlimm, dass Julie nicht mal kurz bei ihr reinschaut, um nachzusehen, wie es ihr geht, wenn man bedenkt, dass sie doch ganz in der Nähe wohnt. Nur darf ich das nicht sagen, denn in der Rollenverteilung unserer Familie bin ich die böse Tochter, die sich einfach verdrückt hat, und Julie ist die ungewürdigte Tochter, die dageblieben ist. Ich gebe mir alle Mühe, das Skript zu ändern. Zum Geburtstag habe ich Mum einen Computer geschenkt und ihr erzählt, er sei von ihren *beiden* Töchtern. Aber mir ein schlechtes Gewissen zu machen gehört zu dem letzten bisschen Macht, das meiner zweimal geschie-

denen, Wodka kippenden Schwester in ihrem harten, hilflosen Leben geblieben ist. Das weiß ich wohl. Ich versuche, ihr mit Vernunft zu begegnen und Verständnis aufzubringen, aber wann war die Vernunft schon mal in der Lage, den Knoten geschwisterlicher Rivalität zu lösen?

Ich sollte Julie zurückrufen, und das werde ich auch tun, aber vorher muss ich die Sache mit Emily klären. Erst Emily, dann Mum, dann muss ich mich auf mein Gespräch mit dem Headhunter heute Nachmittag vorbereiten. Jedenfalls bin ich nicht auf Julies Hilfe angewiesen, wenn ich ein schlechtes Gewissen haben will, weil ich die falschen Prioritäten setze. Ich bin das schlechte Gewissen in Person.

*7:11 Uhr:* Beim Frühstück erzähle ich Richard, dass Emily ausschläft, weil sie eine schlimme Nacht hatte. Was den Vorteil hat, eine Lüge zu sein, die der Wahrheit entspricht. Die Nacht war wirklich schlimm, vielleicht eine der schlimmsten überhaupt. Völlig umnebelt erledige ich meine morgendlichen Aufgaben wie ein rostiger Schrottplatz-Androide. Selbst das Bücken, um Lennys Wassernapf aufzuheben, kostet mich solche Mühe, dass ich allen Ernstes ermunternde Laute von mir gebe, um mich wieder aufzurichten. (»Komm schon, uuuufff, du schaffst das!«) Gerade bin ich dabei, Porridge zu kochen, als Ben aus seinem Bau kommt wie ein zotteliges Gnu, angeleint an drei verschiedene elektronische Geräte. Als er dreizehn wurde, ließ mein süßer Junge über Nacht die Schultern hängen und verlor sein Sprachvermögen. Seither bringt er etwaige Bedürfnisse mit gelegentlichem Grunzen und abfälligen Bemerkungen zum Ausdruck. Heute Morgen aller-

dings scheint er mir seltsam lebhaft zu sein, gesprächig geradezu.

»Hey, Mum! Eben hab ich Em bei Facebook gesehen. *Arschgeiles Bild.*«

»Ben.«

»Echt jetzt, ist doch positiv, dass sie Tausende von ...«

»BENJAMIN!«

»Na, na, junger Mann«, sagt Richard und blickt kurz von seinem Froschlaich-Joghurt auf, oder was er heute so löffeln mag. »Aber ich freue mich zu hören, dass du zur Abwechslung etwas Positives über deine Schwester zu sagen hast. Oder, Kate?«

Ich durchbohre Ben mit meinem besten Medusenblick. Lautlos sagt mein Mund: »*Ein Wort zu Dad, und du bist tot.*«

Richard merkt nichts vom panischen Austausch zwischen Mutter und Sohn, weil er in eine Fahrrad-Website vertieft ist. Über seine Schulter hinweg lese ich die Schlagzeile: »Fünfzehn Extras, von denen Sie gar nicht wussten, dass Sie sie brauchen.«

Die Zahl der Extras, von denen Radfahrer nicht wussten, dass sie sie brauchen, ist unüberschaubar groß, was unser kleiner Hauswirtschaftsraum bezeugen kann. Der Versuch, zur Waschmaschine vorzudringen, gleicht heutzutage einem Hürdenlauf, weil Richs Fahrradutensilien jeden Quadratzentimeter des Bodens mit Beschlag belegen. Da gibt es verschiedene Arten von Helmen – einen, der Musik macht, einen mit eingebauter Grubenlampe, sogar einen mit echten Blinkern. An meinem Trockenständer hängen zwei schwere Metallschlösser, die eher aussehen, als sollte damit das Adelsgeschlecht der Tudors gefoltert werden, nicht wie etwas, womit man sein Rad am Geländer anschließt. Als ich gestern die Wäsche aus

dem Trockner holen wollte, stieß ich auf Richs neueste Erfindung: ein besorgniserregend phallisches Objekt, noch originalverpackt mit der Aufschrift »Automatischer Gleitmittelpender«. Ist der fürs Fahrrad oder für das wunde Hinterteil meines Mannes, das kein Fettpolster mehr hat, seit er zur Gemse mutiert ist? Für unser Sexualeben ist es jedenfalls ganz bestimmt nicht.

»Heute Abend komme ich spät. Andy und ich fahren in die Äußere Mongolei (zumindest glaube ich, dass er das gesagt hat). Ist dir das recht?«

Es ist eine Mitteilung, keine Frage. Richard blickt nicht von seinem Notebook auf, nicht mal, als ich eine Schale mit Porridge vor ihm abstelle.

»Schatz, du weißt doch, dass ich mich glutenfrei ernähre«, murrte er.

»Ich dachte, Haferflocken wären in Ordnung? Die haben doch einen niedrigen glykämischen Index und so?«

Er gibt keine Antwort.

Gleiches gilt für Ben, der bei Facebook ist und grinsend mit dieser unsichtbaren Welt kommuniziert, in der er so viel Zeit verbringt. Wahrscheinlich verfolgt er die globalen Abenteuer des Hinterns seiner Schwester. Plötzlich fällt mir ein, dass Emily noch schläft. Ich habe ihr gesagt, dass am Morgen bestimmt alles wieder gut sein wird, aber jetzt ist Morgen, und ich muss mir was einfallen lassen. Zuallererst muss ihr Vater aus dem Haus sein.

Drüben an der Hintertür ist Richard schon dabei, seine Radlermontur anzulegen, ein Vorgang, der unzählige Zipper und

Nieten und Klappen beinhaltet. Als würde sich ein Ritter für die Schlacht von Azincourt bereit machen, auf seinem 2300 Pfund teuren Kohlefaser-Streitross. Als mein Mann vor drei Jahren das Radfahren aufnahm, war ich voll dafür. Bewegung, frische Luft, und sei es nur, damit ich in Ruhe bei eBay einkaufen konnte, »noch mehr Krempel, um diese Ruine vollzumüllen«, wie Richard es nennt. Oder »unfassbare Schnäppchen, die ihren Platz in unserem zauberhaften alten Haus finden werden«, was ich bevorzuge.

Das war, bevor mir klar wurde, dass Rich nicht aus Spaß Fahrrad fuhr. Ehrlich, mit Spaß hatte das nichts zu tun. Vor meinen Augen verwandelte er sich in einen dieser Typen, von denen man im Lifestyle-Teil der Zeitungen liest – ein Mann von mittleren Jahren in Radlerhosen, der jede Woche mindestens zehn Stunden im Sattel sitzt. Dabei verlor Rich schnell dreizehn Kilo. Leider konnte ich mich darüber nicht so recht freuen, weil meine eigenen Pfunde mit einiger Beharrlichkeit an mir festklebten. Im Gegensatz zu Richards Rettungsringen waren meine nicht mehr wegzukriegen (wenn man diese Polster nur einfach wie Fahrradtaschen aushängen könnte!). Ich schwöre, bis Ende dreißig musste ich mich nur vier Tage lang von Knäckebrötchen mit Hüttenkäse ernähren, und schon konnte ich meine Rippen wieder tasten. Dieser Trick funktioniert nicht mehr.

Rich war nie wirklich dick, aber immer etwas knuddelig, so wie Jeff Bridges knuddelig ist, und die weiche Stattlichkeit seines Körpers entsprach seinem gutmütigen Wesen. Er sah so aus, wie er war: ein liebenswerter, großzügiger Mann. Dieser eckige Fremdling, der sich dort im Spiegel begutachtet, hat

einen straffen, muskulösen Körper und tiefe Falten im Gesicht – wir sind beide in einem Alter, in dem man als schlanker Mensch eher verhärtet als jugendlich wirkt. Der neue Richard erntet viele bewundernde Kommentare von unseren Freunden, und ich weiß, ich sollte ihn attraktiv finden, doch jeder lustvolle Gedanke erstirbt mir beim Anblick seiner Radlerkluft. Am ehesten gleicht Rich in seinem Ganzkörperanzug einem türkisfarbenen Kondom. Grässlich sichtbar zeichnen sich Penis und Hoden ab, wie tief hängende Früchte.

Der alte Rich hätte gemerkt, wie lächerlich er aussieht, und nur zu gern über sich selbst gelacht. Der neue lächelt nicht viel, aber vielleicht gebe ich ihm auch kaum Grund zum Lächeln. Dauernd ist er mürrisch, was das Haus angeht, oder »dein Groschengrab«, wie er es nennt, und lässt keine Gelegenheit aus, auf dem netten Bauarbeiter herumzuhacken, der mir fachgerecht hilft, den alten Kasten wieder zum Leben zu erwecken.

Er schnallt seinen Helm um und sagt: »Kate, könntest du Pjotr sagen, er möchte sich mal den Wasserhahn im Bad ansehen? Ich glaube, der Dichtungsring stammt mal wieder aus polnischer Nachkriegsproduktion.«

Genau das meine ich. Mir liegt eine bissige Antwort auf der Zunge. Aber weil ich plötzlich ein schlechtes Gewissen habe, weil er nichts von Emily und dem Belfie weiß, gehe ich stattdessen hinüber und umarme ihn zum Abschied, wobei mein Morgenmantel in einem seiner Klettverschlüsse hängen bleibt. Ein paar peinliche Sekunden lang kleben wir aneinander fest. So nahe sind wir uns schon lange nicht mehr gekommen. Sollte ich ihm vielleicht von gestern Nacht erzählen? Die Versuchung, damit herauszuplatzen, die Last zu teilen, ist überwäl-

tigend, aber ich habe Emily versprochen, dass ich ihrem Vater nichts davon verrate, also tue ich es auch nicht.

7:54 *Uhr*: Als Richard und Ben aus dem Haus sind, gehe ich hoch, um nach Emily zu sehen und ihr einen Becher Früchte-tee zu bringen – mit nur einem Löffel Zucker. Seit sie ihre Diät macht, will sie von Zucker nichts mehr wissen, aber süßer Tee gilt im Notfall doch als Medizin, oder? Ich kriege ihre Tür nur ein kleines Stück weit auf, weil sie gegen einen Kleiderhaufen stößt. Ich zwänge mich durch den Spalt und finde mich in einem Raum wieder, in dem es aussieht, als hätte dort eine Bombe eingeschlagen. Überall liegen Trümmer herum, und auf dem Nachttisch wankt eine Kunstinstallation aus Diätcola-Dosen.

Das Zimmer eines Teenagers ist ein derart zeitloser Quell des Mutter-Tochter-Konflikts, dass ich vermutlich damit hätte rechnen können, aber unsere Auseinandersetzungen um dieses umstrittene Territorium sind doch jedes Mal ausgesprochen schmerzhaft. Als ich am vergangenen Freitag nach der Schule darauf bestand, sie sollte ihr Zimmer *sofort* aufräumen, endete der Streit in einem Patt.

Emily: »Aber es ist *mein Zimmer*.«

Ich: »Aber es ist *mein Haus*.«

Keine von uns war bereit nachzugeben.

»Sie ist dermaßen stur«, beschwerte ich mich später bei Richard.

»An wen erinnert dich das?«, fragte er.

Emily liegt diagonal auf dem Bett, die Decke wie ein Kokon um sich gewickelt. Sie war schon immer sehr aktiv im Schlaf, wanderte auf ihrer Matratze wie der Zeiger einer Uhr. Wenn

sie schläft, so wie jetzt, sieht sie genauso aus wie damals in ihrem Bettchen – dieser entschlossene Zug um das Kinn, die flachsblonden Haare, die sich auf dem Kissen kringeln, wenn sie schwitzt. Sie kam mit diesen bemerkenswert großen Augen zur Welt, die sich eine ganze Weile nicht für eine Farbe entscheiden konnten, als müssten sie es sich erst noch überlegen. Wenn ich sie morgens aus ihrem Bettchen nahm, habe ich immer gesungen: »Welch Farbe haben deine Äuglein heute früh? Bläulich, bräunlich, grünlich oder grau?«

Am Ende wurden sie dunkelbraun, so wie meine, und insgeheim war ich ein wenig enttäuscht, dass Em nicht Richards perfektes Paul-Newman-Blau geerbt hat. Aber sie trägt die Gene dafür, also wird sich die Farbe vielleicht bei ihren eigenen Kindern durchsetzen. Unglaublich, meine Gedanken schweifen schon zu Enkeln. (Ich weiß ja, dass der Wunsch nach einem Baby übermächtig werden kann, aber auch der Wunsch nach einem Baby vom Baby? Wo gibt's denn so was?)

Ich sehe, dass Emily träumt. Hinter diesen flatternden Augenlidern läuft ein Film. Hoffentlich kein Horrorfilm. Auf dem Kissen, neben ihrem Kopf, liegt Blökschaf, ihr erstes Stofftier, gleich neben dem verfluchten Handy, auf dessen Bildschirm die nächtlichen Aktivitäten leuchten. 37 ungelesene Nachrichten. Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken, wenn ich mir vorstelle, was da steht. Candy hat mir geraten, Emilys Handy an mich zu nehmen, doch als ich danach greife, zucken ihre Beine wie bei einem Laborfrosch. Kampfflos wird Dornröschen ihr Online-Leben nicht aufgeben.

»Emily, Schätzchen, du musst aufwachen. Es wird Zeit für die Schule.«